

# „Doch die Nähe bleibt dem Menschen am fernsten“ – von Heimat und Fernweh

Diana Drexler

Im August 2016 fand auf Sylt das 5. Sommersymposium der VCH-Akademie in Kooperation mit der C. G. Jung Gesellschaft und der Akademie Sankelmark unter dem oben genannten Titel statt. Unter der Leitung von W. Teichert erlebten wir einen intensiven Austausch der Teilnehmenden mit Referaten, Filmbetrachtung (E. Reitz: Heimat) und Kleingruppen. Zu Beginn der mehrtägigen Veranstaltung haben wir gemeinsam Empfindungen und Assoziationen gesammelt, die mit den Begriffspaaren Nähe–Ferne/Heimat–Fremde verknüpft wurden. Es entstanden zunächst gegensätzliche, ja sogar sich tendenziell ausschließende Bedeutungsräume (siehe Abbildung).



Im Verlauf der Diskussionen wurde jedoch zunehmend deutlicher, wie komplex, vieldeutig und subjektiv „geladen“ die genannten Empfindungen der Beteiligten waren, und dass diese weit über quantitative („nah–fern“) oder geografische („Heimat–Fremde“) Kriterien hinausreichen.

Besonders der spezifisch deutsche Heimatbegriff lud zu höchst unterschiedlichen Assoziationen und affektiven Reaktionen ein, zum Beispiel

- als geografischer Ort der Geburt;
- als Ursprung in systemischem Sinn: wo die Familie lebt(e) und wo es uns als Kindern gut ging, weil wir Zugehörigkeit, Bindung, Vertrautheit erlebt haben;
- als „heile Welt“ im Sinne von Kitsch, Idealisierung und Ideologie;
- als Ort affektiver Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft (Freunde, Kollegen, Partner), in der ich Lebenszeit verbringe und mit denen ich Gemeinsamkeit erlebe;
- als geistig-intellektuelle Heimat;
- als (unerreichter) Sehnsuchtsort, den es in der Gegenwart nie ganz gibt, weswegen wir uns erst im Nachhinein seiner bewusst werden, und an den wir uns sehnsuchtsvoll erinnern (Vergangenheit) oder den wir immer suchen (Zukunft);
- als Ort „in mir“ im Sinne von „bei sich ankommen“.

Zwei Aspekte der angeregten Diskussion seien hier besonders erwähnt:

- Der Begriff „Heimat“ wird infolge seines historischen Missbrauchs häufig als politisch und ideologisch überfrachtet erlebt und ist dann eher negativ besetzt. Gleichzeitig ist in jüngerer Zeit in der Literatur und im öffentlichen Diskurs wieder mehr von Heimat die Rede, das Wort springt uns, politisch betrachtet, von links und rechts an: sei es auf Wahlveranstaltungen der Grünen („Heimat. Land. Grün. Politik für den ländlichen Raum“) oder – angesichts der wachsenden Migranten- und Flüchtlingsströme – in feindseligen Haltungen und Handlungen gegenüber Ausländern und sogenannten Displaced Persons.
- Die mit der Globalisierung einhergehenden Modernisierungsprozesse wie Ortsungebundenheit, Vernetzung, Beschleunigung, Flexibilisierung gelten sowohl räumlich als auch beziehungsbezogen und virtuell: Nichts scheint noch fremd, prinzipiell können sich alle gleichermaßen verbinden und „befreunden“ (Facebook). Gleichzeitig werden zunehmend Entfremdungserleben und Anonymität beklagt und bringen starke Verunsicherungen bzgl. der Frage mit: Wo gehöre ich eigentlich hin?

Die folgenden Textausschnitte greifen in sehr gekürzter und höchst unterschiedlicher Form einige Gedanken und Ideen über das Spannungsverhältnis der Begriffe „Vertrautheit“ und „Fremdheit“ aus jeweils psychologischer (D. Drexler), philosophischer (M. Scherer) und theologischer Sicht (W. Teichert) heraus. Mit unseren Beiträgen möchten wir die Leser zu einem eigenen Nachspüren einladen, was wir eigentlich meinen, wenn wir von Heimat und Fremde, Nähe und Ferne sprechen.

### Nähe und Ferne in mehrgenerationalen Beziehungen (Diana Drexler)

*Bindung ist das gefühlstragende Band, das eine Person zu einer anderen spezifischen Person anknüpft und das sie über Raum und Zeit miteinander verbindet.*

*J. Bowlby, 1969*

Bindung, Beheimatung und Zugehörigkeit sind überlebenswichtige Bedürfnisse des hilflosen Babys. Es braucht existenziell die Nähe zu einer Bezugsperson. Aktuelle

entwicklungspsychologische Modelle lehren uns, dass dieses Zugehörigkeits- und Nähebedürfnis „angeboren“ und überlebensnotwendig ist. Ferne oder gar Ausschluss sind entwicklungsgeschichtlich für das Kind eine Katastrophe, und entsprechend ist davon auszugehen, dass die „Kleinen im System“ alles tun werden, dass dieses erhalten bleibt, dass die Großen präsent bleiben und dass es ihnen gut geht. Dies gilt sogar dann, wenn die direkten Bezugspersonen das Bedürfnis nach Urvertrauen und Akzeptanz verletzen, zum Beispiel im Fall von Missbrauch und Misshandlung. Dementsprechend haben wir alle – manchmal von frühester Kindheit an – multiple adaptive Strategien entwickelt, um von unseren Bindungspersonen geliebt oder zumindest nicht verstoßen zu werden.

Wenn hier von „Kleinen“ und implizit „Großen“ in Systemen die Rede ist, dann klingt eine Erweiterung des Bindungsbegriffs auf Systeme an, wie sie vor allem in der Aufstellungsarbeit vorgenommen wird, auf diese wird hier nicht eingegangen (siehe dazu zum Beispiel Schneider 2016).

In familiären (und sonstigen) Beziehungen ändert sich mit zunehmendem Alter der Heranwachsenden die Bedeutungsgebung von Nähe und Ferne ständig und muss immer wieder neu erspürt und „ausgehandelt“ werden. Verschiedene Phasen der Familienentwicklung und der Paarbeziehung bringen unterschiedliche Grade von Nähe mit sich. Besonders in Aufstellungsbildern wird ein scheinbar paradoxes Phänomen erlebbar, das jeder schon in der einen oder anderen Weise erfahren hat: Räumliche Nähe geht nicht immer mit dem Erleben von Nähe einher, und umgekehrt kann ich mich jemandem sehr nahe und verbunden fühlen, mit dem ich keinen Kontakt habe, den ich nicht einmal persönlich kennengelernt habe. Es ist eine Grundannahme mehrgenerationaler Sichtweisen und besonders der Aufstellungsarbeit, dass die Schicksale von Familienangehörigen Einfluss auf Einzelne im System haben können, und zwar nicht nur, wenn sie diese persönlich gekannt haben, sondern auch und gerade, wenn diese „fern“ sind. Und: Aus räumlicher und emotional empfundener Nähe heraus kann ungeheuer Befremdliches bis hin zu Gewaltpotenzial erwachsen, hingegen kann sich ein tiefes Gefühl von Heimischsein gerade in der Fremde und mit fremden Personen einstellen, so als wäre man schon einmal oder immer da gewesen oder würde die Betroffenen schon lange kennen.

„Fremd“ und „vertraut sein“ sind also oft auf paradoxe Weise miteinander verwoben und werden womöglich erst im Erleben des jeweils Entgegengesetzten spürbar: Heimweh macht uns schmerzlich bewusst, was wir hatten und nun vermissen, und ein gutes „Basislager“ ist ein viel besserer Ausgangspunkt für Erkundung, Neues und Risiko als erzwungene bzw. unfreiwillige Wanderschaft ins Unbekannte.

Aus den Bedürfnissen nach Zugehörigkeit/Bindung einerseits und Eigenständigkeit/Autonomie andererseits können mit zunehmendem Alter des Kindes erhebliche Spannungen erwachsen. Wir alle wissen um das komplexe Zusammenspiel beider Kräfte, und häufig gibt es dafür einseitige Lösungsversuche: Wenn Heranwachsende in ihrer weiteren Entwicklung im Bindungs- oder Nähemodus verbleiben, verzichten sie auf Ablösung und das Eigene. Beispiele dafür sind besonders eindrucksvoll in Aufstellungsbildern veranschaulicht, wenn zuständige bzw. verantwortliche Kinder nah bei elterlichen Vertretern stehen oder gar auf Plätzen von deren Eltern (Parentifizierung). Auch bewusste oder unbewusste Erwartungen und Aufträge aus dem Herkunftssystem

können Familienmitglieder im Bindungsmodus halten (Delegation, Stierlin 1978). Wir haben es in Familientherapien und Aufstellungen also oft mit „treuen“ Kindern zu tun, die äußerlich und/oder innerlich „bei den Eltern“ bleiben oder es genauso machen möchten wie diese.

Das andere Extrem ist die radikale Ablösung von allem, was den Eltern wichtig ist, seien das Familienideale, Wertvorstellungen oder bestimmte Formen der Partnerwahl. Selbst wenn diese Distanzierung nach außen drastisch vollzogen wird, kann sie doch auf eine grundlegende, affektive Bindung an das abgelehnte System hinweisen. Schaut man sich zum Beispiel die Familiengeschichten der RAF-Mitglieder an, so waren viele aus deren Elterngeneration überzeugte Nationalsozialisten gewesen. Die RAF erklärte dieser Elterngeneration den Krieg – und führte ihn ebenfalls mit gewaltsamen Mitteln. Der Versuch, jemand oder etwas aus dem Erfahrungs- und Gedächtnisraum auszuschließen, kann also dazu führen, dass ein Thema weiterwirkt, meistens bis in die Enkelgeneration hinein. Verkürzt könnte man auch sagen: Was du loswerden möchtest, holt dich bzw. deine Nachkommen ein. Dabei handelt es sich meistens um unerledigte, konflikt- und schmerzhaft Themen und Affekte aus der familiären Vergangenheit, die nicht integriert werden konnten und durch multiple, intrafamiliäre Übertragungsprozesse bis ins Heute wirksam bleiben.

Der Versuch, Ferne herzustellen (zu verdrängen), führt also zu seinem Gegenteil, denn „keine Generation ist imstande, bedeutsamere seelische Vorgänge vor der nächsten Generation zu verbergen“ (S. Freud, 1913). ... so entsteht in der Welt etwas, das allein in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat (E. Bloch, 1959)

Eine wichtige Unterscheidung bei den verschiedenen Definitionen von Heimat lag in der Frage begründet, ob Heimat etwas Gegebenes, Vorbestimmtes, Unveränderbares ist, mit dem wir uns abfinden und bestenfalls anfreunden können, oder ob wir Heimat auch selbst suchen, wählen, schaffen können.

Im hier vertretenen Verständnis ist Heimat beides: vorgegebener Ort und Sehnsuchtsort, Bestimmung und Selbstverortung. Für eine geglückte Selbstbeheimatung scheint es förderlich zu sein, wenn die Balancierung von Nähe und Ferne, Bindung und Autonomie je nach Lebenssituation und -herausforderung immer wieder neu gelingt.

Unsere Grundlage sind nicht wählbare, materielle und biologische Voraussetzungen, Prägungen durch kulturelle, politische, gesellschaftliche und familiäre Ordnungsstrukturen. Es liegt in der Natur des Menschen, dass er als Junges relativ lange eine sichere Bleibe, ein Mindestmaß an Versorgung, Sicherheit und Stabilität braucht, um physisch und psychisch überleben zu können. Wir bleiben lebenslang in unterschiedlicher Intensität auf andere angewiesen, soziale Unterstützung und gelingendes Zusammenleben sind eine der wichtigsten salutogenen Ressourcen für Wohlbefinden und Gesundheit. Gleichzeitig haben wir ein weiteres Grundbedürfnis mit auf die Welt gebracht: über sich selbst hinauszuwachsen und frei zu sein.

Dieses komplementäre Spannungsfeld von Vertrautem und Fremdem, Daheim- und Unterwegessein scheint ein konstituierender Aspekt von Menschlichkeit zu sein, und in diesem Feld gilt es sich zeitlebens „in wachsenden Ringen“ (Rilke) immer wieder neu zu verorten: beginnend im Körper der Mutter, im eigenen Körper, im engeren Umfeld der Herkunftsfamilie, der weiteren (zum Beispiel dörflichen oder städtischen) Gemeinschaft, später dann in einem Gegenwartssystem, beruflichen Kontexten, der

Gesellschaft ... In diesem Sinn beinhaltet jedes Leben unausweichlich „Migrationen“. Die Überschreitung jeder Grenze ist von Angst begleitet und bringt, wenn sie gelingt, größeren Handlungsspielraum mit sich, und sie geht meistens auch mit einer zeitlichen Dimension einher (Klose 2015). Steht „Heimat“ zum Lebensbeginn noch für grundsätzliche Bindungen an örtliche, soziale und kulturelle Gegebenheiten, die unsere Existenz und unsere Identität prägen, so eignen wir uns mit der Zeit immer mehr „Heimaten“ an, je weiter wir unsere Kreise vom Geburtsort und der ersten Bindungsperson ziehen. In dieser Bewegung wird Heimat zur Aufgabe, zum Gestaltungsraum, zum Ort eigener Suche und Aktivität.

Annäherung und gute Ablösung gehören also zusammen. Das Eigene kann am ehesten bewusst und definiert werden im selbst gewählten Kontakt und in der Auseinandersetzung mit dem anderen, Fremden. „Selbst gewählt“ ist vorteilhaft, weil das Abschneiden der Wurzeln oder das Abgeschnittenwerden von diesen es unmöglich macht, aus der intrapsychischen Verbindung zur ursprünglichen Heimat Kraft zu schöpfen. Das unterscheidet laut S. Akthar (2007) den Flüchtling oder Exilanten von einem Immigranten. Denn wenn „die Brücken zum Vertrauten nicht ganz abgebrochen sind, kann auch das Fremde besser assimiliert werden, und die Trauer über das Zurückgelassene wird möglich, weil sie weniger bedrohlich ist“ (Leszczynska-Koenen 2009, S. 1143).

### Nähe als Qualität des Humanen (Martin Scherer)

„Nähe bedeutet das Andere der Distanz.“ Von allen Missverständnissen die Nähe betreffend ist dieser gängige Gegensatz wahrscheinlich das größte. Was intuitiv richtig klingt – Nähe ist Entfernung von Distanz –, scheint auch wissenschaftlich kanonisiert. Das 2004 von amerikanischen Psychologen verfasste „*Handbook of Closeness and Intimacy*“ definiert Nähe als „*Einbeziehung des Anderen in das Selbst*“. Sie ist subjektiv, also vom Ich her gedacht. Jemand oder etwas ist mir nah, weil eine Wesensähnlichkeit vorliegt, aufgrund der sich Distanz reduziert und im Gegenzug eine emotionale Bindung von der Sympathie bis zur Liebe erwächst. Nähe unterliegt nach diesem Verständnis einer Intention. Sowohl die Tatsache als auch den Grad der Nähe definiert das Ego.

Wirklich? Es scheint evident, dass Menschen sich primär in sozialen Rollen begegnen. Leben ist immer Leben in Gefügen. Ich bin simultan Vorgesetzter, Vater, Sohn, Patient, Freund, Kollege etc. und in all diesen Verhältnissen gleichsam ein Ich im offenen Vollzug. Person(a) bedeutet dem ursprünglich lateinischen Wortsinn nach bekanntlich Maske – subtiler Hinweis auf den Bühnencharakter des sozialen Lebens. Wenn aber die Persönlichkeit, das Rollenspiel des als x die Wurzel sozialer Beziehungen ist, dann wäre das, was diese Wurzel betrifft oder sogar erschüttert, buchstäblich *radikal*.

In seiner Erzählung „*Die Toten*“ buchstabiert James Joyce eine solche Erschütterung. Ein Paar, Gretta und Gabriel, verbringt den Abend in nichtssagender Gesellschaft, um später in der Nacht ein Gespräch zu führen, darin ein nie erzähltes Vorkommnis aus den jungen Jahren der Frau. Sie war einst verliebt in einen Jungen, der bald nach ihrer Begegnung sterben sollte. Die Vertraute wird mit einem Moment zur Fremden. Sie scheint ihrem Gatten plötzlich unbekannt und unverfügbar. Was er als Liebesnacht

plante, gerinnt zu einer gewaltigen Befremdung. Er ist nicht mehr der gewohnte eitle Ironiker, sie nicht mehr das naive große Mädchen in seinem Schatten. Beide fallen aus der Rolle. Und genau dadurch kommen sie, womöglich zum ersten Mal, in die Nähe: *„Er betrachtete sie im Schlaf, als hätten er und sie niemals als Mann und Frau zusammengelebt. Seine wissbegierigen Augen ruhten lange auf ihrem Gesicht und auf ihrem Haar: und als er sich vorstellte, wie sie damals gewesen sein musste, in jener Zeit ihrer ersten mädchenhaften Schönheit, zog ein sonderbares freundliches Mitleid mit ihr in seiner Seele ein.“*

Diese Beschreibung von Nähe erklärt Intentionalität und Personalität zur Makulatur. Scheinbare Gegensätze wie Vertrautheit und Fremdheit, Ohnmacht und Wachheit verschränken sich ineinander; Beziehung verwandelt sich in Sphäre. An die Stelle der Interaktion tritt eine Verbindung, welche den Flow sozialer Regelkreise unterbricht. Um es mit Emmanuel Levinas zu sagen: *„Die Nähe stört.“* Wo sie aufricht, entrückt die Differenz von Subjekt und Objekt in den Bereich des Gekünstelten. Nähe heißt Subversion – des intentionalen Bewusstseins ebenso wie des allfälligen Rollenspiels. Nähe markiert eine Konstellation, die weniger zu definieren als vielmehr zu beschreiben ist, und dies gemäß der Eigenart einer Vertrautheit. Diese transzendiert das Regelwerk der Kommunikation. Sie sei, so Levinas, *„Sprache ohne Unterweisung, Verstehen ohne Worte, Ausdruck im Verborgenen“.*

Wo Nähe passiert, verschwindet im Gegenzug nicht Distanz. Sie ist vielmehr ein Strukturmoment der Nähe selbst. Alles, was Nähe stiften kann – Vertrauen, Diskretion, Wohlwollen, Milde –, besitzt dennoch und birgt immer auch einen gut spürbaren Hauch von Fremdheit. Nähe – egal ob zu einem anderen Menschen oder zu einem Tier, zu einem Landstrich oder zu bestimmten Dingen – realisiert sich allenfalls durch ein gewisses Zutun und Zulassen, nie aber durch Vorsatz und Entscheidung. In der Nähe sind wir beides zugleich: Gast und Gastgeber. Dieses Verhältnis bezeugt insofern eine Qualität des Humanen, als es von Absichten absieht und stattdessen ein Terrain echten Austausches ohne Kalkül bereitet.

Das Stück *„Die Speisekammer“* aus Walter Benjamins *„Berliner Kindheit um Neunzehnhundert“* beschreibt keine Nähe zwischen Menschen, sondern Dinge, die sich einem Kind als magisches Gegenüber offenbaren. Das ganze Werk durchzieht die Einsicht in die Fragilität und Vergänglichkeit von Nähe-Konstellationen. In immer neuen Anläufen schildert es Vertrautheiten, welche kaum bemerkbar sind, solange man ihnen angehört, welche aber umso schmerzhafter vermisst werden, sind sie erst verloren gegangen.

*„Im Spalt des kaum geöffneten Speiseschranks drang meine Hand wie ein Liebender durch die Nacht vor. War sie dann in der Finsternis zu Hause, tastete sie nach Zucker oder Mandeln; nach Sultaninen oder Eingemachtem. Und wie der Liebhaber, ehe er's küsst, sein Mädchen umarmt, hatte der Tastsinn mit ihnen ein Stelldichein, ehe der Mund ihre Süßigkeit kostete. Wie gab der Honig, gaben Haufen von Korinthen, gab sogar Reis sich schmeichelnd in die Hand. Wie leidenschaftlich dies Begegnen beider, die endlich nun dem Löffel entronnen waren.“*

Die Dinge pflegen in dieser beinahe lyrischen Prosa ihr würdevolles Eigenleben. Der

Reis schrumpft nicht zum Gegenstand und Hungerziel, sondern verteilt sich in eine gestreckte Hand und bereitet eine quasi amouröse *Begegnung* im Gaumen vor. Dieses Sprachspiel der Nähe kennt als Regel nur den Verzicht auf das Ich als Satzsubjekt. Es lässt sich unschwer aus der Literatur in die Alltagssprache übertragen:

„*Ich glaube, Meerluft tut mir gut*“ – Das Ich-Subjekt reflektiert ein Urteil noch einmal auf sich selbst; „*Meerluft ist ganz meine Sache*“ – Das Phänomen wird unmittelbar auf den Betrachter zentriert und unterliegt den Bedürfnissen und Vorlieben des Subjekts; „*Die Luft im Norden ist salziger als im Süden*“ – Das urteilende Subjekt meldet sich bestimmend im Komparativ zu Wort; „*Das Meer schimmert perlmuttfarben*“ – Hier endlich hält die Sprache Distanz und verleiht dem Phänomen einen Ausdruck.

*Weniger Ich wagen* wäre eine stimmige Devise, um Raum für Nähe vorzubereiten. Dieser aber wird sich nur eröffnen, wenn die Sprache sich nicht auf den Urteils- oder Geschmacksmodus verengt. Sollte das Gegenteil von Nähe nicht Distanz lauten, wie dann? Vielleicht – Routine.

### „Unsere Heimat ist Himmel“: zur Wirksamkeit einer Metapher (Wolfgang Teichert)

Bei der Vorbereitung für unser Seminar bin ich auf die seltsame paulinische Formulierung gestoßen: „Unsere Heimat ist im Himmel“ (Philippbrief 3, 20) und stellte mir die Frage, ob wir einander auch anders sehen können als in Familien, Netzen und Rollen und ob mit diesem Bild der himmlischen Heimat eine Art Heterotop (Anderort) attraktiv gemacht ist, der diese Systemhaftungen zumindest symbolisch aufzuheben in der Lage ist, übrigens im Interesse der originalen Freiheit und Originalität des Namens eines jeden und einer jeden von uns. Mit der Metapher „Unsere Heimat ist im Himmel“ wäre also etwas angedeutet, was uns aus der Verhaftung in Systemen und Rollen heraus zu verführen oder zu verrücken in der Lage wäre.

Warum ich so sehr dieser Spur nach einer ganz anderen Heimat nachgehe, hat auch – und das soll nicht verschwiegen werden – persönlich-biografische Gründe. Denn ich brauchte meine Heimat, verstanden als Ort, an dem ich geboren bin, gar nicht selber zu verlassen, um zu erfahren was Verlust von Heimat ist. Wieso? Weil sie mich verlassen hat. Ich bin groß geworden in einem Strohdachhaus in der Elbmarsch, südöstlich von Hamburg. Dort geht jetzt eine Autobahn vorbei, die Felder meines Großvaters werden bedeckt von Lagerhallen, die Wiesen hin zu einem Nebenarm der Elbe finden sich belegt von großen Jachten. Fahre ich über diese Autobahn in die Stadt, vorbei an dieser Stelle, an der ich als Kind in mittäglicher Stunde die Lerchen aufsteigen sah, weil ich meinem Großvater das Mittagsbrot aufs Feld brachte, verspüre ich ein Ziehen in der Magengrube. Das muss auch der kürzlich sich hier ganz in der Nähe noch angesiedelte Roger Willemsen verspürt haben, als er sein Buch geschrieben hat mit dem bezeichnenden Titel „Der Knacks“: „Was macht jemand“, fragt er, der in seine Heimat zurückkehrt und ein Autobahnkreuz findet, wo sein Elternhaus war? Steht er still und sagt: Meine Kreuzung, meine Heimat? Sucht er sich ein Surrogat, eine zweite Heimat? Steht er dort mit Tränen in den Augen, abgekühlt, fatalistisch? Den Wald, den Acker, den Schwung der Hügelinie, die einsame Bahnstrecke: Wie viel kann man ihm wegnehmen, und er nennt all das immer noch „meine Heimat“?

Er fährt dann fort: Eine ungefährdete Heimat müsste jenseits der Zivilisation liegen, als ferner, der Zeit entzogener Winkel. Also ist sie immer fiktiv, und fatal wird es nur, wo man aus dem Sentimentalen etwas Politisches macht. Und: Man kann jeden Menschen fragen: Hast du keine Sehnsucht nach zu Hause? Und auch wenn er eben da ist, wird er ein Jenseits zu diesem Ort sehen, eine Geschichte dessen, was er war, was er unbegreiflich als „Zuhause“ empfand, in einem existenziellen, über alle Lebenspraxis hinausreichenden Sinn. Heimat, soll sie gefühlt werden, flüchtet sich gleich ins Symbolische. Das Verstehen der Metapher von der himmlischen Heimat hat etwas zu tun mit der Erfahrung irdischer Heimatlosigkeit. Das Kirchenlied „Wir sind nur Gast auf Erden“, das früher fast bei jeder Beerdigung gesungen wurde, besingt diesen Gästestatus auf dieser Erde ziemlich realistisch, denn bleibend ist wenig dort, wo man sterben und gehen muss.“ Vielleicht beginnt ja jedes Sehnen nach Heimat mit der Erfahrung von Heimatlosigkeit bei sich selbst, bei anderen, gegenüber den Dingen und der Welt. Theologie erscheint dann als ein Bestreben, über dies Enge und Dunkle hin eine Verständigung zu suchen mit allen Dingen, mit den kleinsten wie mit den größten und in solchen beständigen Zwiegesprächen näher zu kommen zu den letzten Quellen des Lebens, die hier „Heimat im Himmel“ heißen.

Diese Bezeichnung ist wohl sprachlicher Ausdruck eines auf Überraschung, Verrückung und Erwartung hin ausgerichteten Lebensgefühls, das sich mit der vorfindlichen Welt der Gegenwart und ihren „Heimaten“ nicht zufriedengibt.

Man könnte auch sagen: Wer sagt und glaubt, dass unsere Heimat hier in den angebotenen Heimaten nicht aufgeht, wer also mit dieser Metapher bewusst seine Realität überschreitet, hat die Chance, sich – zeit- und raumtranszendierend – von den Bedingungen der lastenden Tageswirklichkeit zu distanzieren, sogar frei zu machen, ja mehr noch: von den Bedingungen menschlicher Existenz überhaupt, unter der nicht nur die Menschen „seufzen“ und „bedrängt werden“, sondern „die gesamte Schöpfung“.

Die Autorin Marianne Gronemeyer geht davon aus, dass unsere Lebensspanne eine zu kleine Zeit ist, um nur einen Bruchteil der unendlichen Möglichkeiten, welche die moderne Welt bereithält, zu ergreifen und auszuschöpfen. Immer droht der Tod als Widersacher und Beender. Aber man muss den Tod hinter sich haben, um wirklich zu leben. Solange man den Tod als Vernichtung auffasst, die jedem bevorsteht, wird man früher oder später vom Pessimismus verschlungen. Um richtig zu leben, muss man sozusagen von der Ewigkeit (Unser Bürgerrecht ist in den Himmeln) zurückgekehrt sein. Es geht also in dieser Metapher um eine daseinsbejahende Rückkehr aus der Ewigkeit, ohne bleibende Stadt.

Dazu eine kleine Geschichte:

Ein Tourist darf im Kloster eines Bettelordens übernachten. Er wird herzlich aufgenommen und freundlich empfangen. Einer der Mönche führt ihn durch das Kloster und zeigt ihm am Schluss die Mönchszellen. Eine davon sollte dem Gast als Schlafquartier dienen. Der Gast ist erstaunt über die spartanische Ausstattung der Zellen und fragt den Mönch: „Wo haben Sie denn Ihre Möbel?“ – Schlagfertig fragt der zurück: „Ja, wo haben Sie denn Ihre?“ – „Meine?“, erwidert der Tourist verblüfft. „Ich bin ja nur auf der Durchreise hier!“ – „Sehen Sie“, antwortet da der Mönch, „das sind wir auch.“

Hier unterscheiden sich das Heimatverständnis der Juden/Christen von jener anderen Vorstellung, wie sie die europäische Kultur an der Figur des Odysseus buchstabiert hat.

Der kehrt am Ende wieder zurück in den heimischen Palast, findet seine treue Frau Penelope wartend vor, die er von den aufdringlichen Freiern befreit. Die Odyssee als klassische Geschichte vom Irren durch die Welt ist getrieben von der übermächtigen Sehnsucht nach Rückkehr, nach Wiederfinden und Wiedervereinigung mit dem Vertrauten. Odysseus kehrt zurück, allen Widrigkeiten zum Trotz, das ist der Kern. Und alles, was sich in seiner Heimat inzwischen verändert hat, wird wieder in die alte Form gebracht. Das Bett des Odysseus in Ithaka hat einen Bettpfosten, der aus einem Baum gemacht ist, der schon vor dem Hausbau dort stand, man kann es nicht verrücken. Aus dieser Unverrückbarkeit gewinnt Odysseus seine Kraft. Odysseus ist zwar der reisende Held, aber nur, weil er einen Ort hat, den Palast, die Polis. Diese Heimat lohnt es zu verteidigen. Sie ist der Fixpunkt, an den man zurückkehren kann.

Eine ganz andere Geschichte ist die von Abraham. Nie wieder wird Abraham zurückkehren nach Haran, der Stadt seiner Väter. Er lebt nomadisch im Zelt. Der Besuch Gottes bei dem unter den Bäumen von Mamre zeltenden Abraham ist das höchste Glück nomadischer Beheimatung (1. Mose 18). Unter diesen Bedingungen ist das Fremde nicht nur fremd, denn die Heimatlosen bekommen Besuch, der ihnen die Chance zur Gastfreundschaft und vorübergehender Beheimatung gibt. In diesem Bild lässt sich auch das gesamte Leben als vorübergehende Beheimatung „aufheben“. Für mich ist die entscheidende Einsicht in dieser Geschichte, dass in der Tradition von Abraham die Heimat von der Haftung an einen Ort, ein System, eine Familie transzendiert wird. Die verlassene Heimat und die verlassene Familie sind dann nicht das Letzte, was gilt. Fazit: Mit der so verstandenen Metapher von der himmlischen Heimat entsteht ein neues Verhältnis zur Welt im Sinne vorübergehender und multilokaler Beheimatung. So lässt sich irdische Existenz freier gestalten, nicht flüchtig und fremd, sondern mit Leidenschaft und Engagement. Und sie kann ein großer Trost sein: „Seid nicht traurig“, sagte unsere Großmutter, als sie starb, zu den Hierbleibenden, „ich gehe nur heim“.



Dr. Diana Drexler  
dianadrexler.de



Wolfgang Teichert  
w.teichert@gmx.de

Martin Scherer  
ma.scherer@gmx.de

#### *Literatur zu Diana Drexler*

Akthar, S. (2007): *Immigration und Identität. Psychosoziale Aspekte und kulturübergreifende Therapie*. Psychosozial-Verlag

Bloch, E. (1959): *Prinzip Hoffnung*, Bd. III, S. 489

Klose, J. (2015): *An den Rändern von Heimat*. In: *Heimat und Fremde: Präsenz im Entzug*. Hrsg: B. Beckmann-Zöller und R. Kaufmann

Leszczynska-Koenen, A. (2009): *„Herzasthma“: Exil und Objektverlust*

Schneider, J. (2016): *Herkunft, Schicksal und Freiheit: Das Gruppenunbewusste in Familiensystemen und Familienaufstellungen*